Leopardi und Schopenhauer

Autor(en): **Stern, Clara**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1931)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-853341

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Leopardi und Schopenhauer

von Clara Stern

Als Francesco De Sanctis im Jahre 1858 seinen ebenso geistvoll witzigen wie kenntnisreichen Dialog *Schopenhauer e Leopardi* schrieb, stellte er wohl den Dichter neben den Philosophen, um seinen Landsleuten von allem Anfang an einen Zugang zu seinem schwierigen Gegenstand zu eröffnen. Von den 53 Druckseiten des Dialogs beschäftigen sich 48 mit Schopenhauer; nur das freilich am tiefsten empfundene Schlußwort ist Leopardi gewidmet. Leopardis philosophische Leitsätze decken sich zwar mit denen des großen deutschen Denkers, aber sie sind so wenig fest in einem System verankert, und das tiefe, schönheits- und liebebedürftige Gemüt des Dichters öffnet dem Aufschwung der Seele aus dem auch von ihm gepredigten Quietismus so viele Auswege, daß De Sanctis geneigt scheint, den ihm kaum zugesprochenen Titel eines Philosophen ihm mit seinen Endausführungen wieder zu entziehen. Wie man weiß, wird derselbe Vorwurf des nicht fest genug begründeten, nicht lückenlos schlüssigen Systems von zünftigen Kollegen auch heute noch gegen Schopenhauer erhoben, woran sein gewaltiger Einfluß auf die nach ihm kommende Generation und eine Reihe ihrer bedeutendsten Köpfe, – wie Nietzsche, E. Rohde, Deußen, Jakob Burckhardt, R. Wagner, Tolstoi, – nichts zu ändern vermochte. Gegen Schopenhauer wäre nichts einzuwenden, so lange er ganz nur auf Kant ruht. Sowie er es aber unternimmt, Kants fragliches « Ding an sich » auszudeuten, indem er ihm, es ins Positive wendend, den von den Indern übernommenen « Willen » unterschiebt, so bricht ein Element der Willkür in die kristallklaren Formen des reinen Denkens ein, das den Meister in der Meinung vieler zum phantastischen Dilettanten herabwürdigt. Dieses Wunschmoment ist bei Schopenhauer ein negatives. Der unbändigen Willensnatur, die von Haß, Rache, Neid und Machtgelüsten durchtobt ist und die sich mit einem nichts weniger als resignierenden Körper auseinanderzusetzen hat, ist in diesem gewaltigen Menschen doch auch ein Höheres verwoben, das unter der Unbezähmbarkeit der Triebe leidet. Wie dem von Stürmen Umhergeworfenen der Hafen, so muß diesem tausendmal Geknechteten die Verneinung des Willens erscheinen. In den herrlichen Seiten, die die beglückende

Wirkung des großen Kunstwerks auf die im Anschauen zum Schweigen gebrachten Regungen des Willens zurückführen, spricht sich dies besonders überzeugend aus.[1])

Ähnlich wie Schopenhauer Kant gegenüber als Philosoph nicht ganz ernst genommen wird, so wird Leopardi, indem man ihn zu einem Vergleich mit Schopenhauer heranzieht, die Anerkennung seiner Bedeutung als Denker stark beschnitten. Leopardis philosophisches Rüstzeug ist allerdings verhältnismäßig unkompliziert. Er kommt von den Stoikern und von den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts her. Wenn er aber, ohne von deutscher oder indischer Philosophie das Geringste zu wissen, in seinem Denken zu den Resultaten Schopenhauers und der alten Inder gelangt, so spricht dies für die Tiefe seiner philosophischen Anlage.

Schon den Gedichten des Zweiundzwanzigjährigen liegen seine in schmerzlicher Erfahrung erhärteten philosophischen Ideen zu Grunde. Hier ist die Lehre nicht Gegenwirkung auf das Wesen des Menschen, sie ist Ausfluß seines innersten Seins. Unerschütterlich fest steht bereits die Überzeugung, daß der Mensch zum Leiden geboren ist:

> « Fest steht allein,
> Daß alles eitel ist, nur nicht die Pein. »

Schon durchschaut er die Täuschungen der Bilder des Lebens, die er « Trost unsrer Schmerzen » nennt. Hinter ihnen sieht er als einzig geheimnisvolle Wahrheit das « Nichts ». Und diese Ideen beherrschen ihn so vollständig, daß sie auch da in seine Dichtung einströmen, wo sie ihm, wie in der prachtvollen heroischen Canzone « Ad Angelo Mai » fast das Konzept zu verrücken drohen. Er ruft zu einer Erneuerung Italiens auf und beschwört die großen Genien seines Vaterlandes als Eideshelfer, ein Vorwurf, der durchaus die Basis anerkannter Lebenswerte zu fordern scheint. In diesem Aufgebot großartiger Gestalten um eines « Nichts », um der unheilbaren Öde der Gegenwart willen liegt ein Widerspruch, den nur die Kunst der mächtig hinschreitenden Verse und die trotz dieses Widerspruchs fühlbare Echtheit der Empfindung des Dichters zu überbrücken vermögen.

Leopardi hat immer fast mit Entrüstung die Meinung zurückgewiesen, daß seine Philosophie aus seinem unglücklichen Schicksal und seinen körperlichen Leiden zu erklären sei. Wirft man einen Blick über sein Leben, so scheint allerdings jene Meinung nicht unbegründet.

---

[1]) « Jene Seligkeit des willenlosen Anschauens » (*Welt als Wille und Vorstellung*).

In Recanati, einer kleinen Stadt in den Marken als Nachkomme eines alten Geschlechts im Jahre 1798 geboren, von bigotten Eltern so ängstlich überwacht, daß er noch zwanzigjährig den alten Palazzo nicht ohne Begleitung verlassen darf, entbehrt er jeder liebevollen Sorgfalt, die nicht von seinem Seelenheil erfordert ist. Der Vater, ein beschränkter, obwohl nicht unkultivierter Mann, stolz auf den zarten, frühreifen Ältesten, der als Zwölfjähriger, wie ein kleiner Prete gekleidet, in öffentlichen Prüfungen der Hausschule das Publikum durch lateinische Reden in Erstaunen setzt, hindert ihn nicht, alle Stunden des Tags und viele der Nacht in den Jahren der Entwicklung auf eisernes Studium («Studio matto e disperatissimo») zu verwenden. Der Fünfzehnjährige beginnt selbständig zu arbeiten und eignet sich das Griechische an. Die vier folgenden Jahre zeitigen ein gewaltiges geistiges Wachstum; aber schon 1815 ist der Ruin des zarten Körpers unrettbar erfolgt, der Rücken verkrümmt, das Augenlicht schwer geschädigt. Es gelingt dem Vereinsamten, der sich ganz als Gefangener fühlt, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Erste Männer des damaligen Italien bewundern ihn, erwarten das Höchste von ihm. Aber er bleibt eingeschlossen in seinem Heimatsort, «in dieser Höhle»: der Geiz der Mutter, die die Verwaltung des Vermögens an sich gerissen hat, und der Starrsinn des Vaters halten ihn gebunden. Endlich im Herbst 1822 nehmen ihn römische Verwandte bei sich auf; auch dies eine Enttäuschung. Sein Auge, jedem Reiz der Natur so innig hingegeben, ist für den Genuß der Kunst nicht erzogen. Tassos Grab allein entlockt ihm Tränen der Erschütterung. Er findet wenig literarisches Verständnis. «Hier in Rom», schreibt er, «bin ich nicht Schriftsteller: ich bin nur Gelehrter und Gräzist.» Er kehrt in die «schreckliche Nacht» Recanatis zurück. Schon sind seine fünf ersten Kanzonen erschienen, ein großartiges, zuweilen pomphaftes Schattenspiel der Jahrhunderte, dem das persönliche Erleben des Dichters auf ergreifende Art eingewoben ist. Seine ersten Idyllen und Elegien sind entstanden, sofort meisterhaft einsetzend, ein einzigartiger Ton auf Erden, frisch, schluchzend, sehnsuchtsvoll gleich einem Amselruf. Zwei Jahre währt es, bis Verhandlungen mit einem Mailänder Verleger ihm ein zweites Ausfliegen ermöglichen. Er lernt Mailand, lernt vor allem Bologna kennen, sieht sich in dieser von ihm geliebten Stadt als Mittelpunkt eines geistig angeregten Kreises und genießt es zum erstenmal, sich berühmt zu wissen. «Weißt du nicht, daß ich ein großer Mann bin», schreibt er scherzend der Schwester Paolina. Ein Zuschuß des Vaters hätte ihm

dies menschenwürdigere Dasein weiter gefristet, aber auch der kleinste wird ihm mit dem Hinweis auf die schlechten Zeiten und auf den Geiz der Mutter (« mamma vostra, che come sapete mi tiene in un perfetto digiuno ») versagt. Immer wieder nimmt ihn die verhaßte Heimat auf; ein letztesmal, nachdem er vom Frühling 1827 bis November 1828 in Bologna, Pisa, Florenz gelebt, in allen drei Städten Freundschaft, ja Zärtlichkeit genossen hat. Endlich 1830 verläßt er Recanati für immer. In Florenz, wie früher in Bologna, lebt sein « vereistes » Herz in anbetender, freilich bald bitter enttäuschter Liebe zu anziehenden Frauen auf. Er befreundet sich mit Antonio Ranieri, dem warmherzigen, enthusiastischen Neapolitaner, der sich ihm für ein Lebensbündnis (sodalizio) zur Verfügung stellt, und der seine in Florenz, Rom, Neapel verbrachten letzten Jahre großherzig vor schlimmster Not und Sorge bewahrt.[1]) Im Juni 1837 ist Leopardi in Neapel, von dem Geschwisterpaar Ranieri liebevoll umsorgt, entschlafen.

Daß ein solches Leben, dem von frühester Jugend an jede Aktivität, jede Selbständigkeit außer der des Geistes, unterbunden ist, das sich eingeengt, gepreßt und unverstanden fühlt, zu einer freien Entwicklung der äußeren Persönlichkeit nie gelangen kann, ein reiches, schönheits- und liebebedürftiges Herz, das seine äußere Hülle, « jenen ganzen großen Teil, der den meisten einzig sichtbar wird, » als « elend und unsäglich verächtlich » empfindet, daß ein solches Leben zur Melancholie vorbestimmt erscheint, ist keine Frage. Aber mit dem Gefühl des eigenen Unglücks ist nicht auch die Ausdehnung auf das Allgemeine gegeben. Die gleichen Vorbedingungen mögen Verbitterung, Haß, Neid, persönlich tief empfundene aber unfruchtbare Schmerzen nach sich ziehen. Daß Leopardi in seinem Jammer den der Menschheit sah, in dem Einzelnen das « universale Gesetz, das Himmel und Erde umklammert », daß er sich von der Heftigkeit seiner Empfindungen nicht festhalten ließ, sondern zu der Erkenntnis der Scheinbarkeit alles Erlebens und Geschehens, zur Betrachtung der Welt als « Erscheinung » vordrang, – dies macht ihn zum Philosophen und bestimmt schon gleichsam a priori den Charakter seiner Philosophie. Die Grundpfeiler dieser Philosophie standen schon sehr frühe fest. Hinter dem bunten Schleier der Dinge, hinter allem menschlichen Treiben dehnt sich ihm als einzige Wirklichkeit das « Nichts »:

---

[1]) Erst viel später hat sich, in nachträglichem Erstaunen über seine einstige Großherzigkeit, für Ranieri die Beurteilung der Werte, die Beide zu bieten hatten, seltsam verschoben.

« Bei unsrer Wiege, finsteren Gesichts,
Und auf dem Grab sitzt regungslos das Nichts. »

Der Mensch ist von der Natur, die Leopardi als Verkörperung düsteren, unerbittlich schicksalhaften Geschehens begreift, in das Dasein gestoßen. Einerseits vom Wahn nie sich verwirklichender Hoffnungen, von Phantasmen, Illusionen betört, von unzerstörbarem Sehnen nach Glück erfüllt, andererseits durch eine Kette realster Leiden bis zu « jenem äußersten Elend, Alter und Tod » hingeleitet, ist ihm keine Frist friedvoller Ruhe gegönnt, da die Qual des Überdrusses eintritt, sobald das Leiden oder der Wahn pausiert. Leopardi hat für diese Pein des Überdrusses immer neue Bezeichnungen: ozio, tedio, noia, fastidio. Das unglückliche menschliche Geschlecht, mitten hinein in die Nichtigkeit, Leere und Eitelkeit alles Seienden gestellt, an der Scheinwelt haftend, erscheint in seiner Gesamtheit als unverbesserlich verderbt, dem gemeinen Nutzen nachlebend:

« Bescheidenheit und Tugend, wahrer Wert,
Gerechtigkeit und Treu und Glauben werden....
Stets elend, unterdrückt, verdrängt, besiegt sein,
Da so Natur sie schuf, daß nie der Tiefe
Sie sich entringen. Schamlos werden stets
Betrug und Frechheit, Mittelmäßigkeit
Frohlockend dreist sich brüsten. Immerdar
Wird, wer sie hat, Macht und Gewalt mißbrauchen.... »

Da sich für die Unmöglichkeit, das einzig angestrebte Glück zu erreichen, kein Heilmittel findet, so täuscht die Befriedigung immer neu auftauchender Bedürfnisse ein Scheinglück vor, neben dem die prahlerische Verkündung des Fortschritts der Menschheit einhergeht. In Wahrheit ist ein Fortschritt des menschlichen Geschlechts als Ganzes genau so undenkbar wie die Erreichung glücklicherer Zustände durch politische oder nationalökonomische Heilmittel. « In aller Bescheidenheit frage ich », schreibt Leopardi einmal, « ob es ein Glück der Völker geben kann ohne das Glück der Individuen. » Im großen Ganzen sind sich diese Überzeugungen, wie sie mit einer, man möchte sagen, gigantischen Einförmigkeit von den *Operette morali* verkündet werden, wie sie aber in wunderbarer Verschmelzung mit dem poetischen Gehalt selbst in jedes kleinste seiner Gedichte einfließen, seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre gleichgeblieben. Nebensächliche Inkonsequenzen sind aus seinem schönheitsdurstigen und liebebedürftigen Gemüt zu erklären. So werden die « Illusionen » als Täuschungen des Menschengeistes einerseits qualvoll empfunden, andrerseits als « geliebte Bilder der Phantasie » (caro immaginar!) weil herzerfreuend als « nütz-

lich über allem Nützlichen » gewertet. Schwankend ist Leopardi auch in seinem Verhältnis zur Natur, die er ursprünglich, von Rousseau beeinflußt, als die gütige Hüterin des reineren, unschuldigeren Urzustandes des Menschengeschlechts dem finsteren Schicksal und der Verderbnis der Zivilisation entgegensetzt. Allmählig wird ihm die Natur zur grausamen, unerbittlichen Mutter,

« den Menschen Mutter
Nur als Gebärerin, Stiefmutter aber
Im Handeln. »

Man findet in den *Operette morali* Schilderungen abstoßender Barbarei der unzivilisierten Menschheit,[1]) und in dem Gedicht, das man sein poetisches Testament nennen könnte, « la Ginestra », ruft er gar die Menschen zum Zusammenschluß in Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit gegen die Unerbittlichkeit und Gleichgültigkeit der Natur auf, indem er Eigenschaften bei ihnen vorauszusetzen scheint, die er ihnen früher abgesprochen hat.

Die Verwandtschaft von Leopardis Weltanschauung mit der Schopenhauers springt in die Augen. Abgesehen von dem «Willen », an dessen Stelle bei Leopardi das « Nichts » tritt und dem von den Indern übernommenen «tat twam asi», dem sich selbst in allem Lebenden Wiederfinden, zeigt sich bis in entfernte Einzelheiten überraschende Übereinstimmung, so z. B. in der Beurteilung des sogenannten Fortschritts, des sich immer gleich bleibenden Verhältnisses der Mittelmäßigkeit zu den Überragenden, wofür Schopenhauer Goethes schönes Wort vom «Widerstand der stumpfen Welt » herüber genommen hat, und der « Jetztzeit ».

Es ist denn auch nicht erstaunlich, daß es Schopenhauers Lieblingsjünger Adam von Doß, da er Leopardis Werk kennen lernte, zu Mute war, als hätte er dessen « nachgeborenen unglücklichen Bruder entdeckt ». Von Doß, neben seinen philosophischen Interessen offenbar eine künstlerisch fein empfindende Natur, faßte (im Jahre 1858) seine Eindrücke in einer Skizze zusammen, die Schopenhauers Interesse für den « südlichen Doppelgänger » auch wirklich erweckte. Er « verschrieb sich den Leopardi » und meldete bald darauf, daß er ihn « mit großem Genuß gelesen » habe, daß ihm aber « seine Prosa weit besser als seine Verse » gefalle. Um die gleiche Zeit hatte Schopenhauer auch Kunde von De Sanctis Dialog erhalten, über dessen « richtige Darstellung seiner Lehre, die dieser Italiener gründlich kennt », er triumphie-

[1]) Siehe hierzu auch den 4. Gesang der *Paralipomeni della Batracomiomachia.*

rend berichtete, offenbar ohne die Ironie des Schlusses zu bemerken oder daran Anstoß zu nehmen. Ohne sich das Menschliche irgendwie nahe gehn zu lassen, ordnet er Leopardi der Reihe seiner Kronzeugen ein, die er zur Bekräftigung seiner Ansichten bei Neuauflagen seiner Werke gelegentlich zitiert. Auch hier wieder drängt sich der Gegensatz dieses Menschlichen der beiden genialen Männer dem Betrachter auf. Schopenhauer, der Entdecker der Welt des Scheins, ist ihr derart verhaftet und den Impulsen des Willens so ganz unterworfen, daß er den Weg der Heiligung, der den Gipfel seines Gedankengebäudes bildet, nicht einmal zu betreten gedenkt. Der Verkünder der Pein des Lebens hofft, das seine « weit über das Alter des Psalmisten » auszudehnen. Er abstrahiert für seine Person gänzlich von dem Streben nach Verwirklichung des von ihm aufgestellten Ideals. Güte, Milde, Mitleid, Entsagung, so hoch von ihm eingeschätzt, so feierlich gepriesen, kommen für sein eigenes Tun und Lassen nicht in Betracht. Leopardi hingegen, obwohl von seinen Ideen nie bis zu dem hohen Ideal der Heiligung geführt und von der Überzeugung der hoffnungslosen moralischen Verderbnis der Menschen auf das Tiefste durchdrungen, ringt sich empor zu Menschenliebe und immer vollkommenerer Entsagung. Wie der bezeichnendste Ausdruck seiner Züge – im Gegensatz zu der aggressiven Bärbeißigkeit von Schopenhauers großartigerer, weithin sichtbarer Silhouette – « ein unbeschreibliches, fast himmlisches Lächeln » gewesen sein soll, so erhob er sich zu immer reinerer Wunschlosigkeit, zu tiefem Gefühl der Bedürftigkeit seiner Mitgeschöpfe. Sein Dasein, seit dem Eintritt in die Jünglingsjahre so ganz erfüllt von Todessehnen, daß sich unter seinen Gedichten und Prosawerken kaum eines findet, das diesem Gedanken nicht auf irgendeine Weise Ausdruck gibt, hat schon fast alle Bande abgestreift, die sonst den Menschen beengen und halten, da sich ihm der Erlöser naht.

Schopenhauer hat die Lehre der Inder, daß die Seele des Nichtverzichtenden, des ohne Abtun der Lebensgier (Trishna) in den Tod Gehenden, eine Wanderung durch andere Gestalten zu gewärtigen habe, vielfach in Betracht gezogen. Nach dieser Lehre wäre Schopenhauer selbst eine Wiedereinkörperung sicher nicht erspart geblieben. Leopardi aber, der in tiefem Sehnen nach restloser Auflösung rein und vollkommen Verzichtende, wäre eingegangen in « Nirwana », in die ewige Ruhe seines « Nichts ».